

AFTER EUROPE

Beiträge zur dekolonialen Kritik

**Herausgegeben
von Julian Warner**

Die Dekolonisierung ist in aller Munde. In Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft werden derzeit die eigenen kolonialen Verstrickungen nicht als ein zeitlich abgeschlossener oder räumlich ferner Zusammenhang, sondern als grundsätzliche Tiefenstruktur der modernen Welt reflektiert. Doch inwiefern müssen zentrale Annahmen und Begriffe der dekolonialen Kritik erweitert und neu gedacht werden, damit eine kritische Praxis im deutschsprachigen Raum heute nicht zur Phrasendrescherei verkommt?

In diesem Band problematisieren die Kunstvermittlerin Nora Sternfeld, die Protestforscherin Olga Reznikova und der Kulturanthropologe Rohit Jain zentrale Begriffe, streiten über den Universalismus und erörtern einen nicht-westlichen Imperialismus. Der Band dokumentiert das gleichnamige Symposium in den Sophiensälen Berlin, auf dem offen diskutiert und nicht gleich festgestellt wurde.

VERBRECHER VERLAG

Entstanden im Rahmen des Festivals After Europe,
9.–13. Oktober 2019 an den Sophiensælen.



Gefördert durch die Senatsverwaltung für
Kultur und Europa – Spartenoffene Förderung



Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2021
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2021
Lektorat: Veronika Maurer
Mitarbeit: Olanike Famson
Bildnachweis (S. 51): Entwurf einer Fahne. Kreiert von Dmitrij Mrachnik,
erstmalig veröffentlicht auf der Plattform Nihilist www.nihilist.li
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-479-5

Printed in Germany

Der Verlag dankt Sophie Bölke, Alyssa Fenner und Jasper Stefan.

INHALTSVERZEICHNIS

Julian Warner	
EINLEITUNG	7
Rohit Jain	
BEYOND »THE WEST AND THE REST«	15
Eine anthropologisch-postkoloniale Suche nach einem bedingten Universalismus	
DISKUSSION ZUM STATEMENT VON ROHIT JAIN	31
Olga Reznikova	
RUSSLÄNDISCHER KOLONIALISMUS?	45
Zur Kritik des westlichen antiimperialistischen Weltbilds	
DISKUSSION ZUM STATEMENT VON OLGA REZNIKOVA	59
Nora Sternfeld	
SITUIERTER UNIVERSALISMUS	67
Warum der Partikularismus der Befreiung und der Universalismus, in den sie sich befreit, keine Gegensätze sind	
DISKUSSION ZUM STATEMENT VON NORA STERNFELD	79
WEITERFÜHRENDE LITERATUR	93
BIOGRAFIEN	97

Julian Warner

EINLEITUNG

Als ich 1985 in Deutschland zur Welt kam, war ich ein Ausländer, 2005 wurde ich zum Mitbürger mit Migrationshintergrund, 2010 dann postmigrantisch, 2012 Schwarz, jetzt bin ich wohl BIPOC. Wie viele andere auch unterziehe ich mich verschiedensten kulturinstitutionellen und polizeilichen Anrufungen und Prüfungen.

Diskurse wandern. Sie ziehen mit ihren Träger*innen entlang von Flug-, Schifffahrts- und Unterwasserglaskabelrouten von Hafen zu Hafen, in neue Regionen und Kontexte. Deren Begriffe werden aufgenommen, verkürzt, revidiert und neu gelesen. Sie werden dringend gebraucht, nicht gehört, erweitert oder verworfen. Deren Texte werden gelesen, übersetzt, eingescannt, als PDF hoch- oder runtergeladen und auf WhatsApp geteilt. Die Expert*innen werden gehypt, eingeladen, in die Großstädte, in die mittelgroßen Städte, an große Kulturinstitutionen, in Galerien, an Universitäten. Sie machen Projekte, marschieren durch Institutionen oder geraten in Vergessenheit. Sie performen »ihre« Kritik. Sie repräsentieren »ihren« Diskurs. Sie werden zu dem Subjekt ihres Diskurses.

Vor einiger Zeit lernte ich einen deutschen Journalisten kennen, dem es widerstrebte, sich als Schwarz zu identifizieren. Er empfand sich als zu klug dafür, sich durch Diskurse immer wieder neue Identitäten aufdrängen zu lassen. Er könne nicht hinter seine Foucault-Lektüre zurücktreten, erklärte er mir. In meinem Feldtagebuch nannte ich ihn »the reluctant black intellectual«. Ich beneidete ihn um seinen Ungehorsam. Mittlerweile leistet er wertvolle dekoloniale Arbeit am Kanon deutschsprachiger Philosophie. Heute ist er wohl dieser Schwarze deutsche Journalist, der er nie sein wollte. Es ist, als hätte sich sein Interesse im Angesicht der Schrecken unserer Zeit von einer Beschäftigung mit der Macht (Foucault) zu einer Auseinandersetzung mit der Gewalt (Fanon) verlagert.

Schwarze Menschen grüßen sich in Europa auf der Straße, unbekannterweise. Ein Schwarzer Freund von mir, der bei seiner weißen deutschen Mutter aufgewachsen ist, meint, der Gruß symbolisiere die Solidarisierung mit dem Schicksal der anderen Schwarzen Person. Er drücke aus: *I feel your pain*. Ein anderer Schwarzer Freund, der als Asylbewerber nach Deutschland kam, meint über denselben Gruß, er sei Ausdruck einer verlogenen Anteilnahme, weil er die materiellen Unterschiede verschleierte. Was hätten beispielsweise Schwarze Studierende mit einem*r geduldeten Schwarzen Asylbewerber*in gemein?

Der Gruß Schwarzer Menschen auf der Straße wird häufig als kulturelles afro-diasporisches Bekenntnis gelesen. Ich verstehe ihn mehr als eine in Anführungszeichen gesetzte

Wiederholung der von Frantz Fanon in »Schwarze Haut, Weiße Masken« (1952) beschriebenen rassistischen Ur-Szene: Ein weißes Kind zeigt auf einen Schwarzen Mann und sagt: »Schau Mama, ein Neger. Ich habe Angst.«

Nach Pierre Macherey erkennen wir, dass das Schwarze Sein durch den imperialen Blick des Kindes in Erscheinung tritt. Fanons Figur der Anrufung ist visuell. Die schwarze Haut ist für alle sichtbar und offensichtlich. Es verwundert nicht, dass wir, so uns der soziale Aufstieg gelingt, dieses Straßenritual aktiv verlernen. Der Schrecken über die Leichtigkeit, mit der man aus der Unsichtbarkeit durch einen bloßen Blick angerufen werden kann, sitzt zu tief. Die existentielle Angst vor dem Nigger-Moment sitzt tief.

Für den antikolonialen Vordenker Frantz Fanon offenbarte die koloniale Situation das wahre Wesen des modernen Staates: In Abwesenheit jeglicher Versprechen von Freiheit und Repräsentation erlebe das koloniale Subjekt dessen ungefilterte rohe Gewalt und den Zwang. Der*die europäische Arbeiter*in sei verwirrt, das kolonisierte Subjekt aber sehe klar. In welcher Beziehung steht also die schier grenzenlose Gewalt der historischen kolonialen Situation zu einer europäischen Heimat und Gegenwart? Was ist die historische, d. h. gewordene, Beziehung von *Kolonie* und *Heimat*?

Der Komponist Julius Eastman drückte es 1980 für die USA wie folgt aus: »Without field niggers, you wouldn't really have such a great and grand economy that we have. So that is what I call the first and great nigger, field niggers. And what I mean by niggers is that thing which is fundamental,

that person or thing that attains a >basicness<, a >fundamentalness< [...].«

Ich werde nie vergessen, wie ich 2009 einer Tagung der amerikanischen Literaturwissenschaft in München beiwohnte. Fasziniert beobachtete ich, wie deutsche Amerikanistik-Professoren von Obama als Symbol progressiver Verheißung und Käpt'n Ahabs Schiff Pequod als *drittem Raum* schwelgten, während die afroamerikanischen Kolleg*innen höflich schwiegen und am Buffet die Berufung Timothy Geithners zum Finanzminister als neoliberalen Verrat Obamas bewerteten. Diskurse sind situierte Praxen, und für entnazifizierte weiße Deutsche hatte der erste Schwarze Präsident eine andere Bedeutung als für engagierte Schwarze Amerikaner*innen.

Angesprochen auf ihre Lebensträume berichtete Angela Merkel 2019, dass sie als junge Frau in der DDR davon geträumt habe, mit dem Auto und Bruce Springsteen hörend durch die Rocky Mountains zu fahren. Peter »Unsere Sicherheit wird nicht nur, aber auch am Hindukusch verteidigt« Struck erfüllte sich nach der Pensionierung den Traum, auf einer Harley Davidson die Route 66 entlangzufahren. Amerika ist ein Versprechen. Was für Merkel die Rockys und für Struck die Route 66 waren, war für mich und viele andere People of Color in Deutschland die Ordnung der Amerikanistik. Feminismus, Latinx, Black America, Film Studies. Weil Fatima El-Tayeb »Schwarze Deutsche« nicht verfügbar war, weil Rainer E. Lotz' »Black People: Entertainers of African descent in Europe and Germany« zu obskur war,

wurden bell hooks, Eric Lott et al. zu Säulen meines Denkens. Als ich mehr über die Geschichte des Blackfacings und der Minstrel Shows wissen wollte, als ich verstehen wollte, warum mich die Polizei am Sendlinger-Tor-Platz Mal um Mal kontrollierte, als ich über das Schwarzsein nicht nur als Diskriminierungsform nachdenken wollte, kurz: Wann immer ich in meinen akademischen oder persönlichen Fragen vorankommen wollte, suchte ich die Amerikanistik-Bibliothek als Ordnung der Moderne auf.

Die blinde Übernahme amerikanischer antirassistischer Diskurse trägt dazu bei, dass wir Rassismus als erstes mit Schwarzen Körpern verbinden. Wir nehmen Eastmans »field niggers« als Fundament unserer eigenen europäischen Ordnung an. Und ja, mit der tragischen Musik von Moor Mother et al. lässt sich vorzüglich ein Schwarzer Existentialismus fetischisieren. Das ist mit Shisha Bars und Fitnessstudios in Duisburg und Offenbach schwieriger. Aber dieser Afro-Amerikazentrismus der Diskurse, diese Verengung von Rassismus auf die koloniale Situation macht uns blind für die rassistische Ausbeutung vor unserer eigenen Haustür. Angesichts der immensen Black-Lives-Matter-Mobilisierung in Reaktion auf den Mord an George Floyd und der im Vergleich kümmerlichen gesellschaftlichen Reaktion auf den Anschlag von Hanau stellt sich doch die Frage: Warum bringt unsere Gesellschaft den eigenen Mitbürger*innen mit kurdischen, türkischen, bulgarischen, bosnischen, afghanischen Migrationshintergründen oder Angehörigen der Roma und Sinti nicht die gleiche Empathie und Solidarität entgegen? Wie limitiert sind unsere Diskurse,

wenn wir nicht mal über die rassistische Ausbeutung derjenigen sprechen können, die unsere Autos reparieren, unsere Pakete liefern oder unseren Spargel pflücken?

Unsere postkolonialen oder dekolonialen Diskurse ergeben sicherlich Sinn. Aber nicht als von Zeit und Raum losgelöste Glaubenssätze, sondern als Versuche, mit Konzepten und Begriffen spezifische historische und geografische Situationen zu erfassen. Vielleicht gibt es kein fundamentales Wesen des modernen Staates, welches sich uns in der kolonialen Situation offenbart. Vielleicht gibt es schlicht diese Lücke zwischen der rohen Gewalt in der Kolonie und der Produktivität der Macht in der Heimat. Und in spezifischen Konstellationen bricht die eine Welt in die andere. Vielleicht ist dieser Dualismus aber auch unproduktiv. Vielleicht gibt es viele Modernen. Und vielleicht ähneln sie sich. Und vielleicht müssen wir in dieser Unübersichtlichkeit unsere Annahmen und Argumentationen überdenken. Öffentlich überdenken. Denn: *I might be wrong.*

Im Oktober 2019 organisierte ich ein solches öffentliches Denken. Im Rahmen des Performancefestivals »After Europe« an den Berliner Sophiensälen lud ich den Sozialanthropologen Rohit Jain, die Kulturanthropologin Olga Reznikova sowie die Kunstvermittlerin Nora Sternfeld zu einem dramaturgisch streng geführten öffentlichen Gespräch ein.

Ich war es satt, selbst Teil von Panels zu sein, auf denen Expert*innen im Schutze ihrer Argumentepanzer ihre Thesen abfeuerten. Ich dürstete nach einem Ringen um Begriffe

und nach einem Willen zum Verstehen. Und so bat ich meine Gäste, mir als Moderator Vertrauen zu schenken und sich ein Stück weit verwundbar zu machen. Nicht in einem vulgären, identitären Sinne: Nicht als »Frau«, »Jüdin« oder »Inder«, sondern als Expert*innen, die eine pädagogische, ethnografische, politische Praxis kultivieren, aus der sich ihre theoretischen Überlegungen speisen (und andersherum). Und so bat ich Nora, den Universalismus zu verteidigen, Olga, über Russland als imperiale Macht zu sprechen, und Rohit, den Unterschied von post- und dekolonial zu problematisieren.

Nora Sternfeld hatte im Jahr 2007 einen Text auf *transversal* veröffentlicht, in welchem sie mit Rekurs auf die Haitianische Revolution für einen Universalismus der Marginalisierten argumentierte. In unserem Gespräch legte sie die Hintergründe dieses Textes offen und erörterte, warum partikuläre Kämpfe einerseits und eine Utopie für alle andererseits kein Widerspruch sein müssen.

Olga Reznikova besitzt langjährige Forschungserfahrung in Russland und Tschetschenien. In ihrem Beitrag tastete sie sich entlang von Spiegelblicken Ost nach West, West nach Ost, an Begriffe und Konzepte heran, um russländischen Kolonialismus an hier gängige postkoloniale Diskurse andocken zu können.

Und Rohit Jain problematisierte mithilfe einiger ethnografischer Vignetten die Limitierungen und Möglichkeiten postkolonialer Theorie und Praxis im Kunstbetrieb.

Mit diesem Sammelband liegt eine überarbeitete Dokumentation dieses Symposiums vor, bestehend aus den drei

überarbeiteten Impulsreferaten sowie der weiterführenden Diskussion zwischen den drei Gäst*innen und dem Publikum.

Ich danke Nora, Olga und Rohit für ihre inspirierenden Beiträge, Veronika Maurer für ihre großartige redaktionelle und dramaturgische Nachsorge, Kristine Listau und Jörg Sundermeier vom Verbrecher Verlag sowie Joy Kristin Kalu und allen an den Sophiensaelen für die Einladung und Unterstützung bei »After Europe« und diesem Symposium im Besonderen.

Dieses Buch mutet manchmal fast wie ein Theatertext an, und vielleicht ist es eine Überlegung wert, generell über Diskursbeiträge nicht nur als situierte Praxen, sondern auch als Dramen nachzudenken.

Rohit Jain

BEYOND »THE WEST AND THE REST«

Eine anthropologisch-postkoloniale Suche nach einem bedingten Universalismus

Was ist postkolonial, was ist dekolonial, was ist Internationalisierung, was ist Antirassismus, was ist Diversität? Mit diesen Ausgangsfragen hatte mich Julian Warner eingeladen, an diesem Gespräch zu »After Europe« teilzunehmen. Da sich der Widerstand gegen europäischen Kolonialismus und Rassismus von den Rändern der Gesellschaft zusehends auch in eine breitere Öffentlichkeit bewegt, ist es wichtig, die Begriffe zu schärfen und auch über deren Bedeutung zu streiten.

Als Sozialanthropologe würde ich davon abraten, diese Debatte als eine rein theoretische zu führen, da auch gesellschaftliche Auseinandersetzungen nie bloß diskursiv stattfinden, sondern stets eingebettet sind in bestimmte historische Kontexte und Machtverhältnisse. Aus meiner Sicht mag es etwa durchaus relevante inhaltliche Unterschiede zwischen den Begriffen postkolonial und dekolonial geben, aber ich finde, dass diese in theoretischen Debatten oft überhöht werden. Die Konzepte werden zu Labels, die zum Teil unnötigerweise